

in: Holm, H.-J. (Hg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne. Passagen und Transzendenzen. Studien zur materialen Religions- und Kultursoziologie Bd. 2, hrsg.v. Michael N. Ebertz. Konstanz: Universitätsverlag (UVK) 1997:115-140

Drive-by-peeping: Erfahrene Schaulust

Wolf R. Dombrowsky

I.

Sobald es auf der Gegenseite kracht, ist für die Spezies der Gummihäse Fütterungszeit. Mühelos rotieren die Halswirbel, wandern die Augen zum äußersten Winkel, giert der Blick nach Bildernahrung. Der autofahrende Mensch, ansonsten rasenden Blicks zielwärts voraus, im Rückspiegel nur Abgehängte und Verfolgende taxierend, wandelt sich, wie Jekyll und Hyde, zur Staumauer für Nachfolgende: Donnerwetter, dort drüben hat's aber geknallt...

Nach einer Untersuchung der Bundesanstalt für das Straßenwesen (BASt) kommen auf jeden der 2,3 Millionen Verkehrsunfälle pro Jahr zwischen 16 und 26 Zuschauer, doch strömen bei größeren Ereignissen deutlich mehr zum Stau zusammen. Nach dem Untergang der "Herald of Free Enterprise" am 06. März 1987 in der Hafenausfahrt von Zeebrügge, bei dem 134 Menschen den Tod fanden, sollen in den darauf folgenden zwei Wochen mehr als 150.000 "Katastrophen-Touristen" angereist sein. Deutsche Busunternehmen boten sogar Kaffeefahrten zum Unglücksort an. Der Tanklastwagen-Unfall in Herborn, der am 07. Juli 1987 sechs Häuser in Schutt und Asche legte, animierte allein in den ersten drei Wochen nach dem Unfall rund 100.000 Menschen zu einer Besuchsfahrt mit Trümmerrundgang. An Wochenenden brachten, wie in und um Zeebrügge, die einströmenden "Katastrophen-Touristen" den Verkehr zum Zusammenbruch. In Köln, während des Rheinhochwassers zur Jahreswende 1993/94, besuchten an den Wochenenden Zehntausende und an jedem Wochentag Tausende die Altstadt, Staus auf den Zufahrtsstraßen und um Parkplätze inbegriffen.

Den Ordnungs- und Einsatzkräften, Polizei, Notärzten, Rettungssanitätern, sind Gaffer ein Ärgernis. Kölns Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes forderte nach den Rhein-Hochwässern schärfere Gesetze, um Neugierige verbannen oder vor Ort zur Hilfe zwangsverpflichten, oder, wenn alles nichts fruchtet, auch vorläufig aus dem Verkehr ziehen zu können. Gleichwohl findet sich schon heute ausreichend Handhabe, um sanktionierend eingreifen zu können. Bei dem schweren Busunglück bei Bad Dürheim im Schwarzwald, im September 1992, bei dem die Bergung der 20 Toten und 36 Schwerverletzten von Hunderten von Schaulustigen von einer nahegelegenen, öffentlich nicht zugänglichen Waldwiese aus verfolgt wurde, wurde dies hinlänglich demonstriert. Damals erhielten mehr als hundert Zuschauer einen Bußgeldbescheid wegen Verstoßes gegen die STVO sowie gegen den Natur- und Umweltschutz (vgl. Maußhardt 1994).

Das konkrete Problem aber bleibt: Wo immer etwas passiert, verwandelt sich der fließende Verkehr zum Stau, ballen sich individuelle Verkehrsteilnehmer zu nicht mehr handhabbaren Zuschauermassen. Das Karlsruher Ingenieurbüro für Verkehrstechnik (KIV) hat im Auftrag der BASt (Bundesanstalt für Straßenwesen) Notärzte, Rettungssanitäter und Einsatzkräfte von Hilfsorganisationen (insbesondere von Feuerwehr und DRK) befragt. Danach sind knapp 16 Prozent aller Rettungseinsätze durch Schaulustige beeinträchtigt worden, 2 Prozent sogar erheblich. Jedes sechste Unfallopfer gerät durch Schaulustige in zusätzliche Gefahr, weil die Rettung verzögert wird. In der Hochrechnung kommt das KIV für die alten Bundesländer auf rund 60.000 durch Zuschauer verzögerte oder behinderte Rettungseinsätze. Michael Riehl, Generalsekretär des Berufsverbandes für den Rettungsdienst, zieht daraus den Schluß, daß einige der 11.248 Unfalltoten des Jahres 1991 noch leben könnten, wenn die Gaffer den Einsatz nicht behindert hätten (vgl. Kneissler 1992:38). Gaffer, so die Insinuation, töten, und sie kosten Geld. Nach Berechnungen des ADAC beliefen sich 1990 die gesamtwirtschaftlichen Unfallkosten auf mindestens 43 Mrd. DM, wobei neben den Personen- und Sachschäden die Ausfallkosten in Form von Zeitverlusten eine immer größere Rolle spielen. Auch wenn sich die durch Gaffer verursachten Zeitverluste kaum exakt filtern lassen, werden gleichwohl Schätzungen unternommen. So registrierte die Bundesmeldestelle für den Verkehrswarndienst 136 überregionale Staus durch Schaulustige im Jahr 1991. Nach Abschätzungen des ADAC löst sich ein typischer "Gaffer-Stau" mit rund 2000 Fahrzeugen und 3000 Insassen im Durchschnitt nach einer Stunde auf, so daß pro Stau 3000 Std. Zeitverlust entstehen und rund 5000 Liter Benzin unnötig verbrannt werden. Bei einem fiktiven Stundenlohn von 15 DM gehen der Volkswirtschaft pro Stau 450.000 DM verloren, die Umwelteffekte nicht berechnet. Hinter dem gemeinen Gaffer kommt der Volks(wirtschafts)schädling, Umweltfrevler und Meuchler zum Vorschein.

II.

Was also liegt näher, als die Kranken, Abartigen, Perversen, Unsozialen, Totmacher, Volks- und Umweltschädlinge der Ausmerzung anheimzugeben? Man sollte, so ein DRK-Helfer (zit. nach Kneissler 1992:38), mit dem C-Rohr draufhalten und rote Farbe in die Meute der Gaffer spritzen, "damit man das sechs Wochen später noch sieht". Ein Helfer des THW empfahl, immer einen Bergepanzer mitzuführen: "Ich würd' einfach eins von dene Autos plattmache, Du sollst ma' sehe wie die fotmache täte..." (Interview mit dem Autor). Die Berufsfeuerwehr Hamburg steckte falschparkenden Autofahrern den Hinweis unter den Scheibewischer, sie hätten durch ihr behinderndes Parken möglicherweise ein Menschenleben gekostet. Demgegenüber klingt Matthias Rothkegel wie ein humanistischer Pädagoge, wenn er jeden Gaffer zu einem Erste-Hilfe-Kurs verdonnern möchte, damit ihm bei "den Wundechtaufnahmen ... das Gaffen vergeht ... und er sich beim nächsten Unfall nicht rausreden (kann), er hätte ja nicht helfen können" (zit. nach STERN 41/1992:9 "Briefe").

Im Gegensatz zur Massivität der Vorwürfe und der sie begleitenden Wütereie steht die Empirie. Bei sämtlichen Katastrophen helfen sich die Betroffenen, soweit sie physisch dazu noch in der Lage sind, vor dem Eintreffen von organisierter Hilfe selbst. Dies gilt überall, aber nicht unabhängig vom Ereignis. Ohne jedes Zögern

wird dort sofort geholfen, wo die Notlage offensichtlich ist, alle davon betroffen sind und keine klare Differenz zwischen "Außerhalb/Unbeteiligt" und "Innerhalb/Beteiligt" besteht. Wenn bei Unfällen im Straßenverkehr nur äußerst zögerlich geholfen wird (vgl. Herzlos oder hilflos... 1992), dann vor allem, weil diese Differenz besonders stark ausgeprägt ist: Die Vorbeifahrenden, durch ihr Fahrzeug anonymisiert und separiert, müssen in Sekundenbruchteilen entscheiden, ob sie diese Differenz aufheben und die bequeme Position im eigenen Wagen gegen zahlreiche Unbequemlichkeiten (bremsen, zurücksetzen oder laufen, evtl. unter widrigen Umständen handeln wie z.B. Nacht, Regen, Kälte, Schmutz, Blut) eintauschen und zu Beteiligten werden wollen. Befragungen des ADAC (Lindinger 1992) haben die gängigen Rechtfertigungsstrategien zutage gefördert. Aus anderen Zusammenhängen weiß man, daß 1. desto weniger angehalten wird, je mehr Menschen unterwegs sind. Man ist davon überzeugt, daß sowieso jemand anhält und hilft, zumal man es selbst gerade eilig hat, oder ein Termin drängt etc.. 2. Die meisten halten sich für inkompetent und fürchten, etwas falsch zu machen oder sogar zu schaden. Und 3. schließlich wird aus verschiedenen Vorurteilen und Zuschreibungen nicht angehalten, wobei das Spektrum von Angst (z.B. vor AIDS-Ansteckung) über Schadenfreude (z.B. Rückschluß von Automarke auf Fahrstil und Schuld an der Situation) bis hin zum Rassismus ("für Polen und Türken bremsen ich nicht") reichen kann.

Aus der umfangreichen "by-stander"-Forschung weiß man, daß die Hilfsbereitschaft in dem Maße zurückgeht, wie einzelne aktiv werden und helfen oder ein Klima verbreiten, das durch negative Signale (z.B. Besserwisserei, Hektik, Anbrüllen, Dominanzverhalten etc.) demotiviert bzw. abschreckt (vgl. Latané/Darley 1970; Macaulay/Berkowitz 1970; Staub 1971; Wispé 1972). Vor allem bewirken insbesondere die organisierten Helfer eine spezifische Form der Demotivierung. Sie weisen bei ihrem Eintreffen am Ereignisort ausdrücklich oder nonverbal darauf hin, daß man Platz zu machen habe und am besten weitergehen solle. Die "Profis", auch wenn es freiwillige und ehrenamtliche Helfer sind, "übernehmen" das Geschehen und lassen die spontan Helfenden nicht nur ihr Laientum deutlich spüren, sondern auch ihr Überflüssig-Sein. Die Logik bärge Ironie, wäre sie nicht so fatal: Durch ein überzogenes Präsenz- und Omnipotenzgehabe rekonstruiert professionelle Hilfe die gerade erst überwundene Differenz zwischen "Außerhalb/Unbeteiligt" und "Innerhalb/Beteiligt": Wer den Schritt vom Passierenden hin zum Helfenden gewagt und vollzogen hatte, wird durch den Verweis auf die nun verfügbare Professionalität massiv in die Passivität des "Außerhalb/Unbeteiligt" zurückbeordert. Geburt eines Zuschauers - und eines frustrierten zumal.

Der Verdrängungsprozeß folgt seiner inneren Logik. Professionelle Hilfe kann eine kompetente, umfassende Laienhilfe nicht gebrauchen. Die Notwendigkeit jedes Spezialistentums erweist sich immer auch über die Inkompetenz und damit Abhängigkeit der Laienschaft. Jede Fachsprache ist auch der Versuch, den Abstand zumindest zu wahren, wenn nicht auszubauen und durch umlagernde Arkanisierungen weiter zu befestigen. Nichts schreckt den professionell Helfenden mehr als keine Hilflosigkeit. Dennoch ist die Verlaufsform dieser Logik nicht zwangsläufig: Auch wenn Arbeitsteilung ohne eine zunehmende Differenz zwischen Können und Nicht-Können nicht möglich ist, muß die innere Logik dieser Differenzierung nicht durch eine willentliche Verlaufsform begleitet werden, die die Kluft zwischen Experten und Laien auch menschlich vertieft. Die am Unfall- oder Katastrophenort ein-

treffende organisierte Hilfe muß nicht hilfsbereite oder noch zögernde Menschen vor den Kopf stoßen und wie Schmeißfliegen vertreiben wollen. Wenn es trotzdem in der überwiegenden Zahl der Fälle getan wird, wäre ein Blick auf die soziale Dynamik, die Passivität, Zuschauertum und schließlich Feindschaft gebiert, angeraten.

Einen ersten Hinweis auf die innere soziale Dynamik einer auf Feindschaft angelegten Ablehnung von Laien am Ereignisort lieferten die vor allem bei Feuerwehren immer beliebter gewordenen Videoaufnahmen von Einsätzen. Mit zunehmender Distanz erwiesen sich die Aufnahmen auch als beweiskräftige Dokumentation von Fehlern und Versagen. Durch Zeitlupe und Standbild konnte den Kameraden buchstäblich auf die Finger gesehen werden. So genau aber wollte man es, zumindest für Außenstehende, gar nicht sehen lassen. So sehr Einsatzkräfte Einsätze herbeisehnen, - schließlich ist nichts furchtbarer, als vergeblich bereit und umsonst ausgebildet zu sein -, so sehr auch fürchten jeden Einsatz von neuem, weil die Angst vor Fehlern, die letztlich Leben kosten können, enorm ist. In einer solchen Belastungssituation von Menschen umringt zu sein, die, wie das Auge der Videokamera, Unsicherheit, Angst und schließlich Fehler aufnehmen, schreckt besonders. Da dreht man doch lieber den Spieß um, beste Verteidigung durch schärfste Attacke, und rammt unangespitzt in den Boden: perverse Gaffer, Schädlinge, Widerlinge...

Zudem entsteht ein hochwillkommener Abfallnutzen: Je mehr Gaffer im Wege standen, desto weniger Wege waren einer erfolgreichen Hilfe zugänglich. Mühelos lassen sich Fehler auf fremden Konten buchen. Und anders als im Bankwesen wachsen hier die Zinsen ganz besonders, wenn Hilfe so böswillig verhindert wurde. Nach den Hochwässern überboten sich Politiker und Administratoren im Lob für eine Helferschaft, die wegen einer anbrandenden Gafferflut den Wasserfluten nicht allerorten ganz so heldenhaft trutzen konnte. So läßt sich von der Überlastung durch die Bewährungsproben des Einsatzes mit der List des Sündenbocks entlasten. Die aus vielerlei Gründen gern ins "Außerhalb/Unbeteiligte" zurückgedrängten "Auf-die-Finger-Gucker" werden durch die Verwandlung in Gaffer zum nützlichen Ventil, über das man Dampf ablassen kann. Sie darf man anschreien, sie sind letztlich schuld, wenn man zu spät kam oder vor Ort etwas nicht klappte. Sie haben behindert, verunsichert, nervös gemacht. Auf sie läßt sich jedes Versagen mit der Chance auf allgemeines Kopfnicken abwälzen. An ihnen kann man sich risikolos und scheinbar zu Recht auslassen.

III.

Nun sei nicht behauptet, daß alle bei Unfällen und Katastrophen Anwesenden Samariter sein möchten, aber dann von jenen, die es schon sind, aus dem Rennen geworfen und zudem noch als Sündenböcke mißbraucht werden. Zuschauer, daran sei nicht gedeutelt, stellen zunehmend vor Probleme, aber sie tun dies aus anderen Gründen, als man sich selbst und der Öffentlichkeit weißmachen will. Was wirklich Probleme macht, ist der enorm gewachsene Umfang des Zuschauens, die nicht mehr handhabbare Quantität. Auf ein wirksames Zuschauer-Management (vgl. Dombrowsky 1996) ist derzeit jedoch niemand vorbereitet; vor allem aber: das Problem kann aufgrund der vorherrschenden Sichtweisen gar nicht auf diese Weise reformuliert werden. Um "managen" zu können, müßte man die Gründe für das vermehrte

Auftreten von Zuschauenswilligen nicht nur erkennen, sondern auch anerkennen. Davor bewahren jedoch die benannten Vorurteile.

Gleichwohl wird der Blick nicht allein durch Vorurteile getrübt; sie vermögen die starken Affekte gegenüber Zuschauern nicht hinreichend zu erklären. Um hier Licht ins Dunkel zu bringen, erinnere man sich der Arbeiten Emile Durkheims (1961) über abweichendes Verhalten und Norm. Als soziale Tatbestände sind alle Abweichungen Normbestätigungen, weil sie, im positiven Sinne, die Differenz zwischen dem, was tatsächlich ist und dem, was sein soll, kenntlich machen und darüber dann, als Derivat, die Differenz zwischen Mores und Leges.

Gesetze, so ließe sich aus soziologischer Sicht sagen, formulieren die normative Programmatik, sie fixieren bestehende Kräfteverhältnisse, aber erst die Rechtspraxis bewirkt, ob die Fixierung das Gültige als Geltendes abbildet, oder ob die Praxis (wie z.B. im Bereich Abtreibung) den Spielraum eröffnet, in dem bestehende Geltung genasweist und neue Gültigkeit erstritten wird. Tatsächlich ist das Gültige, das "in Gebrauch Befindliche", nur phasenweise mit dem Geltenden, dem "in Kraft Befindlichen", identisch und synchron. Der Wandel des Gebrauchs entkoppelt von der Statik des Fixierten; Mores und Leges sind zweierlei und gelegentlich durch Kluften getrennt. Nur der tägliche Vollzug bzw. Nichtvollzug entscheidet darüber, ob Gesetze nicht nur gelten, sondern auch gültig sind und in Geltung bleiben.

Leges also fixieren Mores, die sich durchgesetzt und damit Gültigkeit gewonnen haben, also mehrheitlich akzeptiert und in Gebrauch sind. Diese Phase der Synchronität, die mit Clausen (1983:56) "Friedensstiftung" genannt werden kann, mag sich in der Folge wieder entkoppeln und Reformen oder verschärften Vollzug erfordern, doch stellen beides, Ist und Soll, soziale Tatsachen dar, die sich analysieren lassen. Insofern sollte der gegen Gaffer vorgebrachte Vorwurf, sie ließen Werte und Normen vermissen, nicht nur als moralisches Lamento aufgefaßt werden, sondern auch als Indikator für eine inzwischen wahrgenommene Asynchronität zwischen ehemals zusammengehender Mores und Leges.

Zumindest bislang galt es als unmoralisch, bei Katastrophen zuzuschauen. Nach Mores: man weidet sich nicht am Leiden anderer. Den moralischen wie auch sozialen Imperativ vertritt dabei das Wort "Pietät". Wo das Leben seinen sozialen Umhüllungen enträt, unverhüllt und somit ungeschützt zum Vorschein kommt, soll, so die sozial korrekte Konvention, die Gegenseite in Verantwortung eintreten und aus Ehrfurcht, Achtung und Rücksichtnahme schützend den Blick von selbst verhüllen. Insofern ist der moralische Impetus wider das Gaffen zuvörderst ein sozialer Schutzmechanismus: Die von Ungemach Entblößten werden nicht bloßgestellt, weil die Blöße ihre sozial Verhüllung findet.

Wenn nun bei Unfällen und Katastrophen das Zuschauen rapide zunimmt, Gaffen zum Freizeitvergnügen wird und Katastrophen-Sightseeing, bis hin zu kommerziell organisierten Angeboten, zu einer neuen Branche des Erlebnis-Tourismus avanciert (vgl. Opaschowski 1995), dann liegt in der Tat der Schluß nahe, daß die normative Bindekraft von "Pietät" schwindet und die soziale Übereinkunft zur wechselseitigen Verantwortung brüchig wird. Die vermehrt artikulierte Entrüstung über ein massives,

teilweise als obszön und voyeuristisch bezeichnetes Gaffen weist auf diese Veränderung hin. Was aber hat sich verändert und was tritt zu tage?

Von Pietät aus gedacht, läßt die geäußerte Entrüstung auf einen sozialen und normativen Verlust schließen. Die Gaffenden treten nicht in ihre Verantwortung ein, sie beschützen die von einer Notlage Entblößten nicht, Ehrfurcht, Achtung und Rücksichtnahme vor dem Nächsten scheinen keine Rolle zu spielen. Im Gegenteil, indem die Blöße des Gegenüber der Grund des Hinsehens ist, wird Hinschauen zum probaten Mittel, um erblicken zu können, was ansonsten verborgen bleibt, verborgen wird oder Verbergung findet. Insofern ist ein Wandel festzustellen. Seine Richtung wird über die Zuspitzung der Zweck-Mittel-Relation deutlich: Wenn Hinschauen das Mittel ist, mit dem sich der Grund des Hinschauens erhalten läßt, dann wird aus der unbeabsichtigten und ungewollten Entblößung eine beabsichtigte und gewollte soziale Bloßstellung. Ob sich die Hinschauenden dessen bewußt sind oder nicht, in jedem Falle ist das Hinschauen bereits die Veränderung der sozialen Dynamik selbst, macht das Hinschauen die soziale Bloßstellung zum Zweck, weil umgekehrt das Wegschauen die reale Entblößung der Wahrnehmung entzöge und dadurch soziale Verhüllung bezweckte. So gesehen ist Hinschauen keineswegs nur Anschauen. Es ist vielmehr soziales Handeln im Weberschen Sinne (Weber 1972:1): ein auf das Verhalten anderer bezogenes, daran orientiertes aktives Tun, - im angesprochenen Falle willentliches Entblößen, Gegenteil von Schutz, folglich: Attacke.

Die Radikalisierung der sozialen Positionen tritt damit unverstellt zutage. Das Hinschauen stellt eine Entscheidung gegen das Wegschauen und, im sozialen Sinne, gegen das Beschützen des (in Not geratenen) Nächsten dar. Diese Verweigerung von Beistand erscheint desto verwerflicher, desto stärker die Betroffenen auch von der Fähigkeit zur Notwehr entblößt wurden. Vielleicht gelingt noch die Fesselung des fremden Blicks durch die Bannkraft festen Zurückblickens; im schlimmsten Falle aber kann die Blickattacke nicht mehr aus eigener Kraft bekämpft, nicht mehr abgewehrt werden. Was bleibt, ist das zu tun, was der Andere tun müßte: den Blick zu senken. Doch dieses Senken ist kein Schutz, sondern bedingungslose Kapitulation, ein Sich-Dreinschicken ins Unabwendbare, letzte Selbstabschließung beim Verzehrtwerden. An dieser Stelle wurzeln die starken Affekte gegen das Gaffen. Es ist ein feindseliges, die Würde raubendes, Schutz verweigerndes, bloßstellendes Entblößen und damit eine Kriegserklärung an Sozialität. Diese soziale Komponente von Schauen und Zuschauen findet in der öffentlichen Diskussion um Gaffer und Katastrophenzuschauer keine bewußte, wohl aber eine unbewußte Wahrnehmung: ihr fließen diffuse Aggression bis zum Haß aus.

Die Zuschauer bei Unfällen und Katastrophen mögen diese diffusen Affekte, vielleicht auch ein Unbehagen spüren, doch zielt ihr Tun, nach allem was man bislang weiß, nicht bewußt auf Entblößung und Feindschaft ab. Worauf es abzielt, ist jedoch ebenfalls unter all den Vorurteilen und Verteufelungen unbestimmt geblieben. Die Frage jedenfalls, was genau Zuschauer als Schaulustige, Neugierige und Katastrophen-Touristen zu den Orten des Geschehens treibt, wird gar nicht oder sehr leise gestellt. Aktuelle empirische Antworten fehlen, die statt dessen aufgebauten Erklärungsansätze wurzeln überwiegend in psychologischer und physiologisch-medizinischer Theorie. Aus der Medizin wird die Skopophilie bemüht, die übersteigerte Gier

nach optischen Reizen, aus der Psychologie der Voyeurismus; beide Begriffe deuten in Richtung Pathologie. Wenn die Gier nicht mehr zu kontrollieren ist, denken Psychologen in Richtung Perversion, wenn sie um sich greift und zu einem Massenphänomen wird, sprechen Mediziner von Seuche. Im Alltag greift man diese Bilder gern auf. Schaulust verwandelt sich dann zur ansteckenden Perversion.

Sigmund Freud hatte in seiner Abhandlung über die sexuellen Abirrungen (1905) Voyeurismus als normal bezeichnet, sofern sich das lustvolle Schauen als Reizsteigerung verstehe, dem alsbald die Tat, die Erreichung des "normalen Sexualziels" folge. Dort aber, wo die Schaulust zum Selbstzweck, gar zum einzigen Sexualziel werde, müsse von Perversion gesprochen werden. Wohlgedenkt, Freud schrieb über das Sexuelle und die auf ein Sexualobjekt bezogene Schaulust. Die Abkehr vom Normalen, das Perverse also, ergibt sich für Freud nur dort, wo nicht mehr der Vollzug des Sexuellen mit einem Partner gesucht wird, sondern die Befriedigung der Schaulust, (in welcher Form auch immer), zum alleinigen Sexualziel wird.

Die Frage nun, warum Schaulustige bei Unfällen und Katastrophen "Voyeure" geheißen werden, läßt sich in dem von Freud betrachteten Zusammenhang menschlicher Sexualbindungen nicht beantworten. Mit seriösen Argumenten wird man wohl kaum belegen können, daß es sich hierbei um ein vom Partner abgelöstes Sexualziel oder um die Befriedigung einer sexuellen Begierde handelt. Was aber bleibt vom Voyeurismus, wenn seine sexuellen Motive fehlen? Schaulust als motivloser Selbstzweck, Gucken um des Guckens willen? Also doch nur eine übersteigerte Gier nach optischen Reizen, Skopophilie?

IV.

Ginge es allein um optische Reize, dürften Orte und Umstände keine Rolle spielen, sondern ausschließlich Anzahl und Intensität. Sollten dann nicht abstrakte Reize, Muster, Lichtblitze, Farbabfolgen genügen? Gern wird die Tatsache übersehen, daß Menschen soziale Wesen sind, Reize Bedeutung gewinnen und Passungen zum Überlebensgeeigneten erhalten müssen. Was auf den Menschen einströmt, wird nach kulturellen Erfordernissen gefiltert, interpretiert und (zumeist) in zweckhaftes und zweckmäßiges Reagieren umgesetzt, - anders hätte die Gattung gar nicht überleben können. Insofern stellt Skopophilie eine Krankheit dar, weil der gesunde Mensch die Fülle aller möglichen Reize nach Wichtigkeit hierarchisiert und reduziert. Was immer "reizt", es wird in ein bezugnehmendes Muster ("Gedächtnis") und in seine Orientierung auf Um- und Mitwelt eingebunden. Von daher dürfte es für die zu Unfällen und Katastrophen eilenden Schaulustigen weit eher um bestimmte Beziehungsmuster und spezifische Orientierungen gehen als um die (krankhaft übersteigerte) Gier nach Reizen.

Daß Menschen Augenwesen sind und "Neugier" als Explorationswaffe beim Vorstoß ins Möglichkeitenuniversum ein evolutionärer Vorteil ist, wird nicht in Erwägung gezogen. Gerade die zentrale Bedeutung des Zusammenhangs von Sehen und Einsehen, in der Anthropologie seit langem bekannt, wird zur Erklärung des Zuschauens bei Katastrophen schlicht übersehen. Schon Arnold Gehlen (1974:55) wies darauf hin, daß der Mensch bildbedürftig, ja bildersüchtig sei, weil Welt überhaupt nicht anders zu haben ist als über die Projektionen von Vorstellbarkeit. Was

sich der Mensch nicht vorstellen kann, ist für ihn nicht real und wird nicht real. Vor allem aber gewinnt Welt nur soziale Bedeutung über den Abgleich mit den Bildern, die sich andere gemacht haben. So wie es zum räumlichen Sehen zweier Augen bedarf, so bedarf es zum sozialen Einsehen vieler, um die eigene Sicht der Dinge erst so ganz aus der Differenz zu anderen Sichtweisen gewinnen zu können.

Das ganze Aristotelische Theater läßt sich auf diese Weise interpretieren: Es projiziert Bilder von Möglichkeiten, von "richtigem" und "falschem", aber auch von "anderem" Leben, durch die sich die Zuschauer "reizen" lassen. Sie identifizieren sich, wehren sich, sie erschrecken, sie erschauern (auch darin steckt "schauen"), sie lachen und weinen. Alle Kulturen kennen kultische, religiöse, weltliche Schauspiele und Spektakel, durch die das Publikum sowohl mit Mores und Leges, aber auch mit "Abweichung" konfrontiert wird und auf die es in direkter (Applaus & Buh) wie innerer Zwiesprache reagieren kann. Lange vor Film und Fernsehen haben Theater und Schauspiel den Zuschauern in Spiegelbilder von Schicksalen schauen lassen und Modelle der Schicksalsgestaltung offeriert, um darüber das eigene Leben reflektieren und das eigene Handeln in Betracht ziehen zu lassen. So gesehen haben Menschen lange vor jedem Fernsehen im ganz ursprünglichen Sinne "gegafft", also mit vor Staunen offenen Mündern auf das gestarrt, was Niklas Luhmann "Kontingenz" nennt: Darauf, daß auch ganz anderes möglich und alles andere auch der Fall sein könnte.

Was eignet sich für die Repräsentation von Kontingenz besser, als die Katastrophe? Bei Millionen Urlaubsflügen repräsentiert "Birgenair" den Fall, den keiner wünscht, der aber gleichwohl möglich ist und jeden treffen könnte. Als anonyme Darsteller vergegenwärtigen die Opfer den Nichtbetroffenen, daß das Leben jederzeit eine andere Wendung nehmen kann. Wer die Beobachter beim Beobachten von Unfällen und Katastrophen beobachtet (statt sie ohne Beobachtung als perverse Gaffer zu denunzieren), der wird viele Anzeichen für diese ambivalenten Prozesse, für diese Wechselbäder aus Distanzierung und Engagement erkennen können. Wenn z.B. beim Fahrradunfall eines kleinen Jungen gesagt wird: "Oh Gott, oh Gott, ich darf gar nicht dran denken, - wenn das meiner wäre!", und wenn sich dabei die Fingernägel in die Handflächen bohren, daß die Knöchel ganz weiß werden, dann spürt man, daß hier nicht gegafft wird, sondern sich ein Mensch mit einer Situation auseinandersetzt, die ihn zutiefst erschreckt, vor der er Angst hat und die er dennoch nicht verdrängt, sondern in die er sich, ganz wie im aristotelischen Theater, hineinversetzt, um sich ein eigenes Bild, eine Projektion, davon zu machen, wie man sich wohl verhielte, wenn es einen selbst träfe. Zugleich aber handelt es sich um ein Hineinversetzen, das die Kontrolle nicht verlieren will. So wie sich viele bei gruseligen oder blutrünstigen Szenen dem Sog durch distanzierende Beruhigungen entreißen ("... ist doch nur ein Film!"; "... ist doch nur Ketchup!") oder einfach die Augen schließen, so wird auch bei realen Dramen versucht, sich in Distanz zum Furchtbaren zu bringen. Sätze wie: "Das ist einfach nicht wahr!", "Das ist doch nicht möglich", oder "Das glaube ich einfach nicht!", werden von Opfern wie Zuschauern sehr häufig wiederholt.

Dieter Claessens (1980) hat auf die sozialevolutionäre Bedeutung solcher zärierender Distanzierungen hingewiesen. Bevor man in den Strudel aufgewühlter Gefühle gerissen wird, schließt man das Auge und postiert wortgewaltige Cherubime. Das

Tor zur Seele (vgl. Wulf 1984) wird verrammelt, Bannwörter unterbrechen den Strom in den Abgrund. Das Bedrohliche wird kleiner, rückt zum Horizont, langsam kann man die Augen wieder öffnen, die Fassung zurückgewinnen und sich von Neuem gefangen nehmen lassen. Übungszirkel mit Distanzgewinn, dann Abstumpfung mit Zwang zur Höherdosierung.

Unabhängig von der immanenten Thrill-Schraube ist "Hinschauen/Wegschauen" ein evolutionärer Mechanismus, der über den Wechsel zwischen Sehen und Vorstellen, Wegsehen und Projizieren Selbsterprobung und Probehandeln zugleich ermöglicht. Indem man Distanz ohne Ortsveränderung bewerkstelligen kann, läßt sich die Welt vom Leibe halten, ohne sie fliehen zu müssen. Darüber gewinnt man auch im wirklichen Chaos ordnungsbewahrende Souveränität. Das wechselvolle Hin- und Wegschauen bei Katastrophen ist dafür ein ideales Übungsfeld; auf ihm läßt sich Kontingenz umrunden und Selektivität erproben, die Zerbrechlichkeit auch der eigenen Existenz erahnen und zugleich eine Vorstellung von Widerstandskraft entwickeln.

Ob alle Zuschauenden von diesem evolutionären Vorteil Gebrauch machen, oder mehrheitlich das bloße Gaffen nicht überwinden, hängt von ihrer Fähigkeit und ihrem Willen ab, die Distanz aufzugeben und vom Sehen zum Einsehen zu gelangen. Der Weg vom Zuschauen zum Mitfühlen und Mitleiden ist mit kulturellen Definitionen gepflastert. Die Vorstellung, daß "richtiges" Verhalten am Ort des Geschehens vor allem jene zupackende Hilfeleistung zu sein hat, wie organisierte Helfer sie anbieten, ist schlichtweg borniert. Auch hier zeigen die Untersuchungen von Unfällen und Katastrophen, daß zwischen dem, was Einsatzkräfte als Hilfe definieren und dem, was Betroffene als hilfreich empfunden haben, Welten liegen. Was mag in Einsatzkräften vorgehen, die das hingebungsvolle Zuhören einer Hausfrau, Streicheln und Trösten, Beten oder gemeinsames Singen (wie in Zeebrügge) mit "Weiberkram" abtun? Was geht in Einsatzkräften vor, die eine Jugendgruppe als "störend" verjagen wollten, weil sie mit den Kindern der Betroffenen spielten und sie dadurch wunderbar beschäftigten? Und was schließlich ist von jenem Mann zu halten, dem angesichts eines schwer verletzten Kindes bei einem Verkehrsunfall Tränen in die Augen traten und der sich schluchzend neben das Kind auf die Straße setzte und seine Hand streichelte? In allen Fällen wurde aus einem Zusehen ein Ansehen, ein Blick in die Seele und ein Öffnen der eigenen. Der Blickkontakt stiftete Beziehung, transformierte das Dabei-Sein zum Nahsein.

So gesehen ist Zuschauen die Bedingung der Möglichkeit zum Nahkommen. Gerade weil Zuschauer dabeisein und das Geschehen miterleben wollen, ist bei ihnen die Chance zum Nahsein besonders groß. Wird diese Chance in der Katastrophe verwirklicht, offenbart sich ein euphorisierendes Moment: Die radikale Entblößung von kulturellen Schutzschichten, von Behausung, Kleidung, Wohlsein, Lebenskraft, wirft auf die letzte Bastion zurück, aufs Kreatürliche. In diesem Moment einander die Hand zu reichen, schließt einen Bund, verheißt Hoffnung, läßt das Humane und Demiurgische zugleich spüren und behauptet Leben gegen Tod, Kultur gegen Niedergang. (Das ist das "Adrenalin" der Helfer, vulgär formuliert.)

Man kann sich auch anders entscheiden. Es beim Hinsehen ohne Einsicht belassen, Stieren gar, ohne der Entblößung gewahr zu werden, oder schlimmer, auf Bloßstellung auszusein. Ein *solcher* Blick aufs Kreatürliche markiert das andere Extrem.

Es ist das Überschreiten der Grenze zum Intimen, im Sinne eines Inneren, Verborgenen, auch Geheimen. Doch dorthin wird man nur gelassen, alles andere ist Vordringen, Eindringen, Zudringlichkeit, im schlimmsten Falle Vergewaltigung, Verletzung sozialer, psychischer, vielleicht auch körperlicher Unversehrtheit. Ein solches Zuschauen ist Täterschaft, Abweisung von Nähe, von Miterleben und Mitfühlen. Es ist, wiederum bis zum Extrem gedacht, Ablehnung des anderen, weit über Mißachtung hinaus, Negation, Bereitschaft zum sozialen Umbringen.

V.

Zwischen den Zuspitzungen der Extreme finden sich all die Mischformen, die die Schaulust gewöhnlicherweise befeuern. Es geht auch um Teilhabe am Außergewöhnlichen, Nichtalltäglichen. Es geht auch um ein Gefühl, das Michael Balint (1972) als "Angstlust", im Englischen genauer: als "Thrill" beschrieben hat. Das Furchtbare, Grauenhafte, Schreckliche ist keienswegs ausschließlich furchtbar, grauenvoll und schrecklich. Der Blick in den Abgrund, die Fahrt mit der Achterbahn, der Bungee-Sprung - das alles schreckt und lockt zugleich. Auch von Medusa konnte man den Blick nicht wenden, so sehr man sich anstrengte. Ja, je mehr man sich mühte, desto gebannt schaute man hin. Darum erstarren die Zuschauer - und starren. Wann schließlich sieht man, was sonst so gründlich aus dem Alltag verbannt wird? Tod, Intimität, Rückfall ins Kreatürliche und Wiedergewinnung von Distanz durch Behauptung von Kultur.

Dies alles spräche dafür, beim Zuschauen die Chancen zu einer intensiven Sozialität zu nutzen. Die sozialen Tatsachen sprechen jedoch eher dafür, daß zunehmend mehr Zuschauer diese Chance nicht erkennen, nicht wahrnehmen oder sich bewußt gegen sie entscheiden. Zu fragen wäre, was die Brutalität eines durch keine Geste verfriedlichten Draufschauens attraktiver macht, als eine Verfriedlichung des Blicks zur mitfühlenden Nähe?

An der Figur des "Spanners" lassen sich Einsichten gewinnen. Seine Schaulust verletzt die Regel, doch sein Versuch, seine Schaulust aus dem Verborgenen zu befriedigen, bestärkt die Regel als solche (vgl. Durkheim 1961:156ff.). Die Anstrengung, nicht erwischt zu werden, ist Respektierung der Norm über die Furcht vor der Sanktion. Insofern stellt das heimliche, sich versteckende Gucken eine "Verfriedlichung" dar, wodurch die Schaulust in gewisser Weise "sozialverträglich" umhegt wird, (ohne das Spannen zu entschuldigen). Was aber wäre der Spanner, wenn er die Anstrengung des Verbergens aufgibt?

Ohne der Analogie Bogen überspannen zu wollen, ließe sich mit Robert K. Merton (1968) zumindest annehmen, daß die Aufgabe von Deckung entweder Konformität im Sinne einer Aufgabe der Neigung erfordert oder aber grundsätzlich veränderte Strategien der Befriedigungserlangung. Nach Merton wäre dann eine Transformation in "Ritualismus" möglich, z.B. als regelmäßiger Gang in die Peepshow (oder zu Amanda Lear's TV-Show "Peep!"). Dazu allerdings müßte Schaulust so unter Kontrolle gebracht werden, daß sie mit institutionalisierten Mitteln normkonform befriedigt werden kann. Auch "Rebellion", z.B. als Coming-Out und aktiver Kampf um das Recht auf Spannen wäre möglich, doch erforderte dies die Transformation einer

relativ unterkomplexen Triebfigur in hochkomplexe Interaktivität bis in den öffentlichen und politischen Raum. Und schließlich wäre "Innovation" möglich, also die Entwicklung neuer, noch nicht institutionalisierter Mittel zur Befriedigung von Schaulust, mit dem Risiko, Normkonflikte auszulösen, die Institutionalisierung nicht zu erreichen und damit besondere Sanktionen als besonders perfider Spanner auszulösen.

Überträgt man den Mertonschen Ansatz auf das Zuschauen bei Katastrophen, so wird schnell offenkundig, warum die bisher als Chance beschriebene Möglichkeit zum Nahsein, zu Sozialität, gerade nicht als Chance wahrgenommen wird. Sie zu ergreifen bedeutete, sich ähnlicher Mühen unterziehen zu müssen, wie der "Spanner", der die Deckung verläßt. Ohne Deckung ist er gezwungen, situative "Deckungs"modi zu entwickeln, also die äußere Deckung (Gelände, Kleidung, Bebauung) durch soziale Formen zu substituieren. Die Alternativen Mertons zeigen, welche Verhaltenszumutungen (an Selbstkontrolle, Disziplin, Interaktion) dabei auszuhalten sind. Am aufwendigsten ist zweifelsohne die deckungslose Annäherung an das Objekt der Begierde. Ohne Deckung und ohne dessen vorab signalisiertes Einverständnis wird der Zugriff auf dessen Intimität unweigerlich vergewaltigend, oder, weit aufwendiger, zu einer Interaktion, die Einverständnis herbeiführt. In jedem Falle müßten ohne Deckung die Hürden der Zulassungsbedingungen zu eines anderen Intimbereich aktiv überwunden, statt aus der Deckung parasitär vermieden zu werden.

Im Prinzip stellt sich die Situation beim Zuschauen bei Katastrophen auf gleiche Weise. Wer wirklich vom Sehen zum Einsehen und von Dabei-Sein zum Nahsein kommen möchte, der muß einer sozialevolutionären Tendenz entgegenwirken, die prinzipiell auf Ausschaltung des Anderen angelegt ist (vgl. Alsberg 1922; Claessens 1970). Die Fähigkeit zur Distanzierung, durch die der Flucht- oder Kampfalternative des animalischen Erbes durch Wahl und dann durch Alternativen (Werkzeug, Waffe, Interaktion, Kooperation) ein kulturelles Ende bereitet werden konnte, führte, entwicklungslogisch, zu einer Kultur, in der die Alternativen, in Form kulturell erzeugter Artefakte, den anderen entbehrlich machten. Die Substitution von Nachkommenschaft durch Sozialversicherung illustriert das Argument. Ein Blick in den heimischen Reichtum industrialisierter, arbeitsteiliger Gesellschaften belegt, wie die Millionen Waschmaschinen die Sozialität des Waschtags am Dorfteich, die Millionen Heimwerkergeräte die Nachbarschaftshilfe und die Millionen PKW die gemeinsame Bewegung ganzer Dörfer zu Markt, Krimes oder Kirchweih überwunden haben. Es geht dabei nicht um Sozialromantik, sondern um die Dynamik von Wandel, jenseits seiner Bewertung. Wie man die Substitution von Beziehungen im Prozeß der Distanzierung attribuiert, steht hier nicht zur Debatte. Von Bedeutung ist jedoch die im Zuge der Substitution herbeigeführte Reduktion auf Funktionen. So wie der Washtag nur zu einem Bruchteil Wäschewaschen war, ansonsten aber Klatsch und Tratsch, Leges durch Mores, Lachen und Necken, Hackordnung und Zukunftsplanung, so ist die Waschmaschine all das nicht, sondern ausschließlich Wäschewaschen. Die Verfügbarkeit über isolierte Funktionen (ver?)führt dazu, das Außerfunktionale als Ballast zu empfinden, so daß der soziale Wandel sehr schnell auch mit einem Einstellungswandel korrespondiert: Heute empfände man einen dörflichen Washtag höchstwahrscheinlich als nervtötendes Geschwätz und bedrückende soziale Kontrolle.

Die Folgen sind klar; viele Rettungssanitäter bestätigen sie: Wer dem anderen, sei es auch professionell, in einer Situation größter Entblößung nahekommt und die Hand reicht, wird leicht als Mensch verschlungen und mit einem Schicksal konfrontiert, das, wenn man nicht aufpaßt, bis ins Privatleben durchschlägt und Besitz ergreift. Eine solche Nähe schreckt, sie ist nicht gewollt, vor allem nicht, wenn man nur im Spannungsbogen eigener Funktionalität zuschauen möchte. So rüde es klingt, das Problem ist der Andere - nicht im existentialistischen Sinne (*l'enfer c'est l'autre*), wohl aber im interaktiven: Da der andere auch seine Bilder von Welt im Kopf und im Herzen trägt, bedeutet ein Einlassen auf den anderen, die eigenen Bilder abgleichen und eine gemeinsam verträgliche Bilderwelt entwickeln zu müssen. Viel leichter ist es, jenseits von Abgleich und Konflikt nur die Bildbestände nach Bildbeständen (z.B. nach Moden) zu wechseln, am besten nur nach dem Leitbild von Funktionalität.

VI.

Verfügbarkeit spielt dabei eine große Rolle. Das Medium der leichtesten Verfügbarkeit ist das Fernsehen. Channel-Flippen oder "Zapping" ist die gebotene Methode: Gleichzeitigkeit trotz Sequenzialität, die Verbundbilder speisen Phantasie und Gedächtnis ein. In diesem Sinne gewinnt das Fernsehen die Rolle des zentralen Bildbestandes für die Bildbestände der Zuschauer. Aus diesem Grunde stimmt auch das Feindbild (vgl. "Messer im Wasser..." 1994:39) vom Fernsehen nicht, das im Kontext mit Gaffern und Katastrophentouristen bemüht wird: "Das Fernsehen ist verantwortlich dafür, daß Menschen heute schamloser gaffen als früher" (Kenneweg, zit. nach WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25). Wahr ist vielmehr, daß das Fernsehen als Distanzierungsapparat par excellence, Scham als soziales Konstrukt gar nicht mehr benötigt, weil es ohne jede soziale Kontrolle, als Voraussetzung von Schämen, Blicke auf Dinge ermöglicht, die bei direktem Blickkontakt der sozialen Kontrolle unterlägen und auch die Chance auf Interaktion und Bedeckung einschließen.

Dem Ausgabegerät "Fernseher" steht das Eingabegerät "Kamera" gegenüber. Auch sie ist ein Distanzierungsapparat, eine technische "Ausschaltung" (Alsberg) des Auges, in jedem Falle aber des sozialen Auges als das Tor zur Seele. Der Blick durchs Objektiv verändert die Wahrnehmung und mehr noch die Verhaltensweisen. Auf der Jagd nach lohnenden Motiven findet das Ereignis als solches weder Interesse noch Beachtung. Man kümmert sich um gute Aufnahmen und um die richtige Belichtung, nicht um die Schicksale, die man ablichten will. Motivjäger brauchen sich um Pietät und Moral nicht mehr zu kümmern; die Linse vor dem Auge fokussiert aufs Funktionale, nicht auf das Soziale.

Bis zum Verhalten vor Ort, strukturieren sich die vormaligen sozialen Balancen um. Der Blick durchs Objektiv beansprucht Unverstelltheit des Motivs. Daraus werden "Sonderrechte" hergeleitet: Die gewöhnliche Höflichkeit, die kleinen Menschen die Chance einräumte, vorn stehen zu dürfen und die so eine Art Ordnung und ein Arrangement der Zuschauenden herstellte, wurde erst durch die professionellen Motivjäger und im Anschluß von den Amateuren zerstört: Das Objektivauge beansprucht die erste Reihe. Wenn aber die Kamerawesen alles dürfen, warum soll

dann der kameralose Rest zurückstehen? Es dankt niemand und es belohnt niemand. So zerstört der Blick durchs Objektiv nicht nur die traditionelle Sozialordnung des Zuschauens, sondern auch den sozialen Weitwinkel des Auges und bricht Sehen zur Funktionalität technischen Aufzeichnens.

Die Verwandlung des Auges zum Objektiv, von Zuschauen zu Aufzeichnen, läßt die Differenz zwischen dem "vor" und "hinter" der Kamera verschwinden. Das, was zum Bild wird, nimmt der Aufnehmende schon als Bild wahr. Um "gute" Bilder zu bekommen, ist gleichgültig, was abgebildet wird, wichtig ist in letzter Konsequenz nur, wie es abgebildet wird. Bis hinunter zu den heimischen Diaabenden vom Urlaub läßt sich die Substitution von Inhalt durch Form verfolgen: "Ja, das ist unterbelichtet", "Oh, wie furchtbar, da stimmt aber der Bildausschnitt überhaupt nicht...".

Die Form wird zum Vehikel des Eindrucks, der erzeugt werden soll. Daß der Urlaub "super" war, die Feier "gigantisch", der Brand ein "Inferno". Mit den technisch verfügbaren Möglichkeiten wird das Bild bebildert, das man sich von der Welt macht oder das man über sie erzeugen möchte. Dies ist keineswegs neu, sondern nur die Fortführung des evolutionären Programms von Sehen und Vorstellen, Wahrnehmen, Imaginieren und Antizipieren. Neu ist jedoch, daß durch das Begleitprogramm der Distanzierung vom Anderen und seiner Substitution durch technische Artefakte zunehmend die soziale Korrektur des interaktiven Abgleichs verschwindet und damit Entscheidbarkeit. Das große Palaver, in dem die Beteiligten ihre (Welt)Bilder gegeneinander antreten ließen und, wenn es gutging, in Einklang brachten und wenn es schiefging, erstürmten, ist dem Fernsehen und den Weltbildern per Internet gewichen. Was diese Bilder wem bedeuten, was sie abbilden oder vortäuschen, ist dem Betrachter nicht mehr einsehbar: Bilder ohne sozialen Kontext, ohne Bedeutung.

Von daher mögen Reportagen und Aufnahmen "gefälscht" sein, wie jüngst im "Fall Michael Born" (vgl. Straßmann 1996), doch ist dies nur noch im Sinne von Leges Fälschung, im Sinne von Mores ist es bloße Erinnerungsspur an Zeiten, da Bilder noch abbildeten. Längst führt "Reality-TV" vor, daß Wirklichkeit Illusion ist und jene massenhaft an der Nase herum, die an Wirklichkeit noch glauben. Weil authentisches Material fehlt oder nicht "echt" und "aufregend" genug ist, wird "aufgemotzt". Sendungen, die die "I Witness"- und "Action-News"-Bedürfnisse des Publikums befriedigen, verschneiden ihre Bilder wie Panscher ihre Weine. In den Hochzeiten 1993 wurde "Notruf" (RTL) von rund 5 Millionen Zuschauern gesehen. Das Sat 1-Pendant "Retter" schauten sich etwa 3,5 Millionen an. Beide zeigten Unfalleinsätze von Polizei, Feuerwehr und Notärzten, die mit nachgestellten Szenen den Ereignisablauf dramaturgisch ergänzten und in eine "Schicksalsstory" einbetteten (vgl. Kurbjuweit 1993). Amerikanisches, englisches und australisches Action-News-Material füllte die Sendungen auf, vor allem, weil heimische Sequenzen fehlen.

Natürlich wurde flugs versucht, die Schere zwischen steigender Nachfrage und fehlendem "authentischen" Bildmaterial durch technische Auf- und Nachrüstung zu verkleinern. Privatsender stellten Feuerwehren und anderen Hilfsorganisationen komplette Videoausstattungen zur Verfügung, um Einsatzbilder aus erster Hand zu bekommen (vgl. Kramper 1993). Umgekehrt boten auch Einsatzkräfte ihre Dienste an, vor allem, um als "Retter" wahrgenommen zu werden, weniger, um die Kasse

aufzufüllen (vgl. Hansmann/Hellwig 1995). "Was nicht wahrgenommen wird", schreibt Christoph Türcke (1994:32), "ist ein Nichts, wer nicht wahrnimmt, ein Niemand. Im Bedürfnis nach Sensation steckt die Existenzangst einer ganzen Gesellschaft."

"To be somebody" gehört zu den Schlüsselsätzen des amerikanischen Traums. In Arthur Millers "Der Tod des Handlungsreisenden" (1949) wird er ebenso bemüht wie in soap operas. Kunst wie Kitsch reflektieren gleichermaßen, was Menschen am wenigsten sein wollen: Ein Niemand, ein Nichts, eine Null. Wahrnehmen und Wahrgenommenwerden sind damit, ganz im Sinne Türckes, Bedingungen der Wirklichkeit, oder genauer: ihres sie erst konstituierenden Wirkens. Wer wirksam ist, setzt Wirklichkeit. In einer medial vermittelten Realität wird folglich nur wirklich, wer in und über Medien wirksam = wahrgenommen wird. Das "Guinness Buch der Rekorde" belehrt am eindrücklichsten, daß Wahrgenommenwerden keine inhaltliche Qualität erfordert. Es zählt allein die Vermerkung eines Rekordes, die Frage nach dessen Sinnhaftigkeit ist selbst schon unsinnig.

Der Angst, nicht wahrgenommen zu werden und damit für andere nicht existent zu sein, entspricht der Druck, auffallen zu müssen, um Gestalt zu gewinnen. Wer medial präsent werden will, muß überdurchschnittlich auffallen, vielleicht gar um jeden Preis: Im Gummi-Outfit bei Margarethe Schreinemakers, als Verbrechensopfer bei Eduard Zimmermann, als ausübender Sextourist in Asien (vgl. Emma Mai/Juni 1993; Stern 7/1996), als Gruftie beim öffentlichen Sadomaso in der Diskothek ("Das Leben ist cool" 1996:74), als Vergewaltigte in der Talkshow, als Opfer oder Hinterbliebene von Unfällen, Katastrophen oder Gewalttaten (vgl. Schrep 1996), schließlich live beim Selbstmord, Autounfall oder Töten (vgl. Gehrman/Kostede 1993; Nordhausen/v. Billerbeck 1993; Buch 1995).

Man muß einiges tun, um wahrgenommen zu werden, oder zum Täter werden. Das weltweit nachgeahmte Vorbild für Reality-TV, die Bildschirm-Verbrecherjagd "Aktenzeichen XY ungelöst" von Eduard Zimmermann, ermöglicht seit nunmehr 25 Jahren den Schritt vom potentiellen Opfersein hin zum potentiellen Täter. Die latenten Ängste der Zuschauer, selbst Opfer von Straftaten werden zu können, finden durch derartige Sendungen (in den USA: "America's Most Wanted") die ideale Mischung aus Angstreiz, Identifikation mit Recht und Gesetz und dem Umschlag in massive Verfolgungswünsche. Vor dem Bildschirm wird der Verlauf von Fahndungen nicht allein mit den Augen verfolgt, sondern ganz buchstäblich: Interaktives Fernsehen durch Mitten.

Kein Wunder, daß "America's Most Wanted"-Reporter alsbald mit Mobilkameras die Ermittler begleiteten, an Unfallbrennpunkten mit laufenden Kameras warteten und eine Armada von Hubschraubern in der Luft hatten, um den Zuschauern die Perspektive des Verfolgers bis durchs Zielfernrohr zu bieten. Die Grenze zur (Mit-)Täterschaft schwimmt. Wo Zuschauer beim Blick durchs Zielfernrohr den Finger zum "finalen Rettungsschuß" krümmen und Sendungen mit einkopierten "Spiel"-Sequenzen den getroffenen Verbrecher umkippen lassen, ist Reality-TV längst die Wirklichkeit selbst.

Und ist es noch wichtig unterscheiden zu können, ob ein Film nach dem Leben gedreht oder das Leben gefilmt wird? Ein solches Verfließen kennt man schon seit Truman Capotes "Kaltblütig" (In Cold Blood, 1965). Die wirkliche Veränderung findet dort statt, wo die Kameras von den Hauptdarstellern weg- und zu sich selbst hin-schwenken, die Stories in der Story entstehen, die Zuschauer zu Akteuren werden: "Ein Hubschrauber der Polizei suchte einen anderen mit tollkühnen Kameraleuten an Bord abzudrängen. Die Bilderjäger hofften auf den Blattschuß von oben" ("Wollen Sie ein Blutbad?" 1994:96), die filmenden Kollegen unten auf einen Absturz beim Abschuß. Ein Polizist fühlte sich bei der gleichen Aktion, der Beendigung einer Geiselnahme im hessischen Driesdorf im November 1994, von Journalisten derart genötigt, daß er seine Waffe zog, - beinahe Blattschuß von unten, - in allen Fällen doppelter Genuß für die Zuschauer an ihren heimischen Bildschirmen und nochmaliger Genuß bei der medialen Nachbereitung der medialen Aufbereitung: Meta-Media in Multimedia.

Ilona Christen (1995) demonstrierte Meta-Media "live": In ihrer Talk-Sendung "Gaffer und Schaulustige" (RTL) ließen sich Studiogäste über Gaffer und Schaulustige (Bildmaterial vom Rheinhochwasser 1995) aus. Die Beobachter (vor den heimischen Bildschirmen) beobachteten die Beobachter (im Studio) beim Beobachten (der Flut in Köln) der Beobachter (den "Gaffern"). Gleichwohl blieben alle hinter den Möglichkeiten des "active meta-media" der Geiselnahme zurück. Dort hatten sich die Beobachter durch die Art des Beobachtens (Luftkampf der Hubschrauber; Kamera gegen Dienstpistole) abgeschafft und das zu Beobachtende zur Handlung gemacht. Die Beobachter vor den heimischen Bildschirmen sahen also keine Beobachter beim Beobachten der Beobachter (Reporter, die Kollegen filmen), sondern Akteure bei der Herstellung von Wirklichkeit. Aus Beobachtern wurden Täter, aus dem zu Beobachtenden eine Inszenierung und aus Zuschauern Mitwirkende - als Zeugen.

Den ebenso logischen wie konsequenten Endpunkt des Übergangs vom Beobachtenden zum Mitwirkenden haben die Hochwasserkatastrophen 1995 hervorgebracht: In Köln und Koblenz entfernten Zuschauer Haltebolzen aus Spundwänden und Sandsäcke aus Schutzwällen, teils, weil sie "Andenken" besonderer Art ergatterten, teils, weil sie bewußt einen Wasserübertritt herbeiführen wollten. In vielen Fällen war Alkohol im Spiel, eine "Mordsgaudi", Titanic-Stimmung mit einem auf nasse Füße begrenzten persönlichen Risiko und einem entsprechend beschränkten Horizont. TV-Kameras haben das Forum geboten, man hat in die Kameras grimassiert, regelrecht posiert beim Auslösen einer Katastrophe, zumindest von Schäden, über die im Taumel des Wahrgenommenwerdens und "Vor-Millionen-Jemand-Sein" niemand nachdachte.

VII.

Im Prozeß der Distanzierung ist Zusehen zweifellos der wichtigste Distanzierungsmechanismus. Mit ihm läßt sich Einsicht gewinnen und Welt auf Distanz halten. Das Automobil ist in diesem Zusammenhang ein doppelter Distanzierungsapparat, der nicht nur ein Hindurchschauen ermöglicht wie durch eine riesige Kamera, sondern der, als Gehäuse, selbst schon Distanz verdinglicht hat. Das Gehäuse setzt zwischen Subjekt und Welt eine Wand, die überwunden werden muß. Das Haus ist in

erster Linie Schutzbau, von dem aus eine potentiell feindliche Welt aus sicherer Distanz betrachtet werden kann. Durch zusätzliche Härtung entstünde der Bunker, sozusagen die immobile Rüstung. Mit der Mobilisierung der Rüstung zum Automobil entsteht der Panzer, der Distanzierungsapparat par excellence, weil er Flucht und Kampf als Möglichkeit offenläßt, ohne Zutun Bedrohlichkeit signalisiert und den Beobachter im Gefühl absoluter Sicherheit wiegt. Zumindest im psychologischen Sinne fühlt sich dann ein aus dem Auto photographierender Beobachter unsichtbar und unverletzlich.

Daß mit fortschreitender Distanz zum Nächsten die gewonnenen Bilder ihren sozialen Kontext und ihren korrigierenden Abgleich verlieren, fällt darüber nicht auf (und nicht ein). Das so entbundene Sehen wird zu einem selbständigen Instrument, das Freiheit wie auch Bindungs- und Bezuglosigkeit gewährt. Es kann Einsicht vermitteln, Vorstellungen, Imagination und Erkennen, es kann aber auch Bebilderung bleiben, Draufsicht ohne Einsicht. Die modernen Medien, Bildmedien und Fernsehen, aber auch die modernen Selbstbeschleuniger, Auto, Bahn und Flugzeug, zunehmend auch weltweite Netze, als Avantgarde der sozialen Evolution, beschleunigen den Prozeß der Ausschaltung des Anderen. Ob man sich selbst bewegt, oder die Welt(ab)bilder bewegt werden, die insgesamt fortwährend schneller umgewälzte Bilderflut substituiert die Bilder der Anderen und damit die zumindest noch rudimentär angekoppelten Interaktionsreste. Die leichte Verfügbarkeit aller möglichen Bilder, letztlich die simultane Repräsentation von Welt, macht jeden Anderen zur Bürde. Gegenüber dem Zappen zwischen allen Möglichkeiten und der Komplexitätsreduktion eines "reset" oder Kanalwechsels ist jeder Andere ein Risiko, weil kontingent - ganz anders möglich als erwünscht. Die Medien unterstützen die einfache Komplexitätsreduktion: surf durch die Welt (per Netz, im Cyberspace, einschließlich Cybersex) und habe "Fun". Im weltweit beworbenen Amalgam aus Funktionalität und Hedonismus wird auch das Zuschauen bei Katastrophen und anderen Ereignissen zu einer Selektion nach Unterhaltungsgesichtspunkten. Läßt die Wirkung nach, bedarf es der Dosissteigerung, lockt der Rollenwechsel hin zur Täterschaft. Die menschliche Bildersucht (Gehlen) und ihre Verwertungsagenturen unterstützen den Wechsel. Je mehr "action" dabei herauskommt, desto besser für einen Kommerz, der vom Bilderhunger lebt. Dieses Perpetuum Mobile ist nicht zu stoppen, schon gar nicht durch die Mühen eines gegenseitigen Aufeinanderlassens, wie es durch den Weg vom Dabeisein zum Nahsein eröffnet werden könnte. Um wieviel attraktiver mag da die von Marlboro propagierte Abenteuer-tour, diese Thrill-Achterbahn durch den Wilden-Erlebnis-Westen erscheinen, sozusagen als Vorbild für lebenslanges Zuschauen, das überall da kurz reinschaut, wo es etwas "Irres" zu erhaschen gibt, das sich aber mit den Kehrseiten nicht belasten möchte. So erscheint zukünftig ein Zuschauerverhalten als wahrscheinlicher, das einem "drive-by-peeping" ähnelt, denn einem Zuschauen, das seiner eigenen Dynamik inne wird, Distanzierung aufhebt und Sozialität rekonstruiert. In den USA ist man auf dem Weg in eine andere Richtung, doch holt man auch bei uns schnell auf: Vielleicht werden demnächst schon Reality-TV-Teams jene Täter begleiten, die nachts auf Autofahrer schießen. Dann endlich wird aus dem drive-by-peeping der Gaffer das drive-by-shooting und killing-by-random, das wir als Fernsehzuschauer schon kennen und bei dem wir interaktiv schon mitschießen können.

VIII.

Vielleicht aber läßt sich zuvor die intellektuelle Einsicht gewinnen, daß das drive-by-peeping, diese vollkommene Distanzierung vom sozialen Zusehen, wie sie das Auto und die Kamera in perfekter Ergänzung ermöglichen, Privatheit aufhebt, ohne Öffentlichkeit im Sinne eines gemeinsamen Befindens über die Verhältnisse, die alle angehen, herzustellen. Drive-by-peeping ist die Perfektion einer Veröffentlichung von Privatheit im Sinne von "Bloßstellen des Intimen". Daß dies möglich wird, liegt jedoch nicht am Mechanismus der Distanzierung allein, sondern auch an seiner technischen Infrastruktur, in diesem Falle der Straße. Die Straße ist Ort der Öffentlichkeit im entblößenden Sinne: Arena, Kampfplatz, Aufmarschstrecke des Widerstreitenden, Ambivalenten, Unversöhnlichen. Straße ist, wie Leges, gleichfalls eine Gerinnung, eine Verdinglichung von Sozialem, eine, wie Norbert Elias formulierte, "Figuration" (Elias 1981:12).

Nichts scheint deshalb die Wirklichkeit von "Straße" schlechter zu fassen als ihre Beschreibung als Verbindungslinie zwischen zwei Orten. In den Großstädten halten Straßen eher mühsam Abstand zwischen den um jeden Meter buhlenden Bauwerken, sind sie oft genug Grenzstreifen zwischen den Ghettos und ihren Gangs. Die Ballung von Millionen zu Mega-Cities hat Straßen ohnehin einen anderen Charakter verliehen: Obgleich noch vorhanden, verbinden sie nicht mehr. Längst zerteilen sie ehemals angrenzende Stadtteile in scharf voneinander abgegrenzte "formelle" und "informelle" Zonen, in die Straßen weder hinein-, noch herausführen. Doch auch in den weniger brutal zerteilten Städten sind Straßen keine Verbindungen mehr. Nicht nur Arm und Reich, Hell und Dunkel werden von Straßen geschieden, auch schnell und langsam, Arbeiten und Wohnen, Einkaufen und Vergnügen, Leben und Sterben.

Ohnehin erweist sich bei genauerem Hinsehen die Beschreibung von Straße als Verbindungslinie zwischen zwei Orten als Euphemismus interessierter Branchen. Wo sonst als in den USA, dem Land der Entfernungen und dem Wunsch, sie zu überwinden, konnte dieser Euphemismus derart Gestalt annehmen? Achtspurige Highways und Straßenkreuzer, die nirgendwo andocken. Ein ganzes Film-Genre, der road-movie, widmet sich der Faszination vom ewigen Unterwegssein: on the road again...

Straße ist Konzept, Programm, Verheißung: Champs-Élysée, Broadway, Reeperbahn, Ginza, Kurfürstendamm, Wallstreet - Traumstraßen allesamt, Wege aus Eleganz, Amüsement, Lust, Exotik, Weltläufigkeit, Reichtum. So wie viele Wege nach Rom, führen auch viele in den Himmel. Alle Zeiten kannten Straßen des Glücks, des Ruhms, der Größe. An ihnen wurden Triumphbögen errichtet und Altäre, Gast- und Hurenhäuser, Gedenktafeln und Wegweiser zu größeren Herausforderungen und weiteren Horizonten. Doch so wie Seidenstraße und Panamericana auch heute noch für unterschiedliche Träume und Hoffnungen stehen, so verweisen andere Namen auf ganz andere Straßen, auf Wege in die Hölle: Die Via Mala, die frühe Wegbahnung durch die Graubünder Alpen, die Via Appia, von Mahnmalen, Katakomben und Schädelstätten gesäumt, die Via dolorosa, der Schmerzensweg Jesu, die Lagerstraße in Auschwitz.

Das Wort selbst, das althochdeutsche *strazza*, ist dem römischen Militärwesen entlehnt: *via strata*, der befestigte Heerweg. Auch bei ihm kam es nicht auf Verbindung an, sondern auf Verfestigung, Kampf gegen Morast und Schlamm, Rückfall in Unwegsamkeit. So gesehen war Straße von Anbeginn Artefakt, bauliche auf Dauer Stellung vorausgegangener mühevoller Wegbahnung durch das, was Orte allgegenwärtig trennte: Natur, Gefahr, Tod. Dorthinein bahnte die Straße, sie war der große Portinierer, der das Unbeherrschte vom Beherrschten schied und die Erfolge der Distanzierung sinnfällig kenntlich machte. Wo es Straßen gab, war Chaos von Ordnung geschieden, signalisierte die Befestigung Beherrschbarkeit.

Von daher war die Straße immer auch Ort von Kämpfen und in Architektur umgesetzter Kampf. Das Stadtbild von Paris ist die Verdinglichung ordnungspolitischer Doktrin: Schußschneisen zum Zusammenkartätschen Aufständischer. Die meisten Prachtstraßen begannen als Parade- und Aufmarschbahnen für das Militär, das grundsätzliches Vorrecht beim Passieren hatte (vgl. Projektgruppe 1986;). Das Proletariat eroberte "die Straße", dort fand Revolution statt. Und schließlich war und ist Straße Anarchie, Ort des Verbrechens, des Verschwindens, des Überwältigt-Werdens, des Sterbens. So gesehen ist Straße das ganze Gegenteil von bewehrter Häuslichkeit, geschützter Privatheit. Gleichwohl ist sie auch keine Öffentlichkeit.

Was Straße tatsächlich ist, erkennt man am besten, wenn man sie mit einem anderen Ort vergleicht: dem Friedhof. Obgleich Friedhöfe wie Straßen öffentliche Räume sind, stellen auch sie keine Öffentlichkeit her. Gleichwohl gewähren sie Zugang zum Öffentlichen und darüber die Möglichkeit, Trauer und Schmerz offen, Innerstes nach außen tragen zu können, ohne anderer Gefühle zu verletzen oder selbst verletzt zu werden. Insofern sind Friedhöfe im Wortsinn Orte des Friedens. Sie erlauben Privatheit und Öffentlichkeit zugleich, aber sie entschärfen beide, indem sie dem Privaten das Intime und dem Öffentlichen das Entblößende nehmen. Die dadurch bewirkte Abgeklärtheit des sozial Möglichen beruht auf einer Verfriedlichung, die durch Aufhebung von Ambivalenz gewonnen wird: Die Handelnden wissen, woran sie sind, und sie müssen die Regeln, um dorthin zu gelangen, nicht erst generieren. Der Ort ist das Reglement, dort zu sein, dessen Gültigkeit. Der Ort entlastet, weil das, was andernorts erst mühsam ausgehandelt und vereinbart werden müßte, als Ressource zur Verfügung steht und somit freisetzt für anderes. So gesehen ist der Friedhof weniger ein Ort als vielmehr ein soziales Konstrukt, eine normative Vereinbarung über soziales Handeln, das, ebenfalls im Weberschen Sinne, Verhalten möglich macht (Weber 1972:1) und danach von neuem soziales Handeln.

Der Friedhof als Ort des sozial nicht Ambivalenten, reduziert auf das Eindeutige, macht dadurch aber auch am mühelosesten frei für ein "Danach" und "Weiter", in das sich die Mehrdeutigkeiten des Lebens von neuem integrieren lassen. Als soziales Konstrukt eröffnet der Friedhof Anschlußfähigkeit, als Ort gibt er Raum, darüber nachzudenken.

Die Straße dagegen strotzt vor Ambivalenz, sie ist selbst Anschluß an Ambivalenz. Wer auf die Straße geht, macht Privates schon dadurch öffentlich, daß die Wahl des Anschlusses auf Intimes schließen läßt. Zwar gelten auch auf der Straße Gesetze,

aber als soziales Konstrukt ist Straße der Ort, wo man sie bricht. Straße ist Kampfplatz, Arena, Piste, Jagdgrund. Um das zu erreichen, was der Friedhof als Ort selbst ist, Frieden, muß man auf der Straße entschleunigen bis zum Stillstand, privat, persönlich kenntlich, im Risikofall auch verletzlich werden, um Frieden stiften zu können. Deshalb sind Unfälle sozial heikel: Was passiert, wenn man seine Distanzierungen verläßt und aussteigt? Auf dem Friedhof ist man ohne Distanzierung, aber nicht entblößt; auf der Straße ist man im Besitz wirkmächtiger Distanzierungsapparate, aber permanent in Gefahr, entblößt zu werden. Vielleicht ist dies der Grund, warum immer mehr Menschen zuschauen, ohne Nähe herzustellen: Sie fürchten, selbst entblößt zu werden, wenn sie sich durch ihr Engagement ihrer Distanzapparate entledigen müssen. Deshalb mag es sicherer erscheinen, im Schutze der Distanzierungen zu verharren und dabei zuzuschauen, wie die "Bloßstellung des Intimen" als drohende Möglichkeit im äußeren Feindesland von anderen vollzogen wird. Daß dabei das eigene "Drive-by-peeping" die Veröffentlichung von Privatheit unterstützt, läßt die Panzerung nicht gewahr werden.

Literatur

Alsberg, P.: Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von D. Claessens. Giessen: Edition Schlot 1978 (nach dem Original von 1922)

Balint, M.: Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre. Mit einer Studie von Enid Balint. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1972

Buch, H.-C.: "Entfesselt zum Morden", DIE ZEIT Nr. 20 vom 12.05.1995:13-14

Christen, I.: "Gaffer und Schaulustige", Talk-Sendung, RTL, 14.03.1995, 15.00h

Claessens, D.: Instinkt, Psyche, Geltung. Zur Legitimation menschlichen Verhaltens. Köln, Opladen: Westdt. Vlg. 1970

Claessens, D.: Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980

Clausen, L.: Produktive Arbeit, Destruktive Arbeit. Ein neuer Ansatz einer arbeitssoziologischen Analyse. Kurseinheit der FernUniversität Hagen. Hagen 1988

Clausen, L.: "Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe", in: Clausen, L./Dombrowsky, W.R. (Hg.): Einführung in die Soziologie der Katastrophen. Zivilschutzforschung Bd. 14, hrsg. v. Bundesamt für Zivilschutz, Bonn: Osang 1983:43-79

Clausen, L./Dombrowsky, W.R.: Zur Hilfe bereit... Motivationsstrukturen im Katastrophenschutz. Bonn: BZS 1987

Clausen, L./Dombrowsky, W.R.: Die Einplanung spontaner Hilfen bei lokalen Katastrophen am Beispiel der schleswig-holsteinischen Schneekatastrophen, Abschlußbericht, Kiel 1982 (unveröff., 360 Seiten)

"Das Leben ist cool", Stern-Serie "Jugendszene Deutschland, Teil 7. Der Stern Nr. 8 vom 15.02.1996:72-80)

Dombrowsky, W.R.: Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse. Wiesbaden: DUV 1989

Dombrowsky, W. R.: "Katastrophentourismus - vom Gaffer zum Helfer?", 4. Seminar über Großschadensereignisse der Berliner Polizei und Feuerwehr, 13./14.10.1994, Seminarband, Berlin 1995 (ISSN 0948-1559)

Durkheim, E.: Regeln der soziologischen Methode. Neuwied und Berlin: Luchterhand 1961

Gehrmann, W./Kostede, N.: "Fernsehen auf Leben und Tod", DIE ZEIT Nr. 12 vom 19.03.1993:17-20

Hansmann, F./Hellwig, S.: "Unglück aus erster Hand. Zwei Feuerwehrleute wollten Verkehrsunfälle selbst filmen und an Privatsender verkaufen", FOCUS 42 vom 16.10.1995:81

- "Herzlos oder hilflos? Unfall, Notfall, Überfall - keiner hilft. Was ist los mit uns?", ADAC motorwelt 10/1992:138
- Kneissler, M.: "Die Lust am Gaffen", STERN 39/92 (17.09.1992):36-40
- Kramper, G.: "Wasser marsch für Sat 1. Das Fernsehen ruft die freiwillige Feuerwehr", DIE ZEIT Nr. 7 vom 12.02.1993:75
- Kurbjuweit, D.: "Stöhnen unterm Pflaumenbaum. Achtung Aufnahme: Wie Realität zu Reality wird", DIE ZEIT Nr. 12 vom 19.03.1993:18
- Laplanche, J./Pontalis, J.-B.: Das Vokabular der Psychoanalyse, Bd. 1, Frankfurt/M. 1972
- Latané, B./Darley, J.M.: The Unresponsive Bystander: Why Doesn't He Help?, New York: Appleton-Century-Crofts 1970
- Lindinger, K.: Hilfe, bitte helft uns! Nicht vorbeifahren!", ADAC motorwelt 9/1992:12-18
- London, P.: "The Rescuers", in: Macaulay, J./Berkowitz, L. (eds.): Altruism and Helping Behavior. Social Psychological Studies of Some Antecedents and Consequences. New York, London: Academic Press 1970:241-250
- Macaulay, J./Berkowitz, L. (eds.): Altruism and Helping Behavior. Social Psychological Studies of Some Antecedents and Consequences. New York, London: Academic Press 1970
- Maußhardt, Ph.: "Mund und Augen auf. Zum ersten Mal erhielten Gaffer fürs Zuschauen bei einem Busunfall Bußgeldbescheide", DIE ZEIT Nr. 37 vom 09.09.1994:22
- Merton, R.K.: "Sozialstruktur und Anomie", in: Sack, F./König, R. (Hg.): Kriminalsoziologie. Frankfurt: Akad. Verlagsges. 1974:283-313
- "Messer im Wasser. Weil Katastrophentouristen Rettungsdienste und Polizei immer öfter bei Einsätzen behindern, erwägen Politiker ein Gesetz gegen Gaffer", DER SPIEGEL 44, 1994, 2 (10.01.1994):39
- Nordhausen, F./v. Billerbeck, L.: "Tod eines Schülers", DIE ZEIT Nr. 31 vom 30.07.1993:56
- Opaschowski, H.W.: Tourismus. Systematische Einführung, Analysen und Prognosen. Leverkusen: Leske & Budrich 1995
- "Optischer Kick. TV-Wettkampf in den USA: Wer hat die besten Hubschrauberbilder von Katastrophen und Verfolgungsjagden?", DER SPIEGEL Nr. 34 vom 22.08.1994:88,91
- Projektgruppe: Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster "friedliche Straßendemonstration" im preußischen Wahlrechtskampf 1908-1910. Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses vom 24. Januar bis 9. März 1986, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1986
- Rosenhan, D.: "Learning Theory and Prosocial Behaviour", Journal of Social Issues 28,1972,3:151-163
- Scholz, M.: "Die Sensationsgier der Gaffer", FERNSEHWOCHE 10.-16.03.1995:8
- Schrep, B.: "Mogadischu hat an meiner Seele gezerrt", DER SPIEGEL Nr. 9 vom 26.02.1996:50-64
- Staub, E.: "Helping a Distressed Person. Social, Personality, and Stimulus Determinants", in: Berkowitz, L. (ed.): Advances in Experimental Psychology, New York: Academic Press, Vol. 7, 1971, Pp. 293-341
- Straßmann, B.: "Gut gefälscht ist halb gewonnen. Fakes in den Medien: Soeben wurde ein TV-Fälscher enttarnt. Wem es sonst noch gelungen ist, konkurrenzgeplagten Redaktionen Enten anzudrehen - eine Zusammenfassung", DIE ZEIT Nr. 6 vom 02.02.1996:76
- Türcke, Chr.: "Die Sensations-Gesellschaft", DIE ZEIT Nr. 35 vom 26.08.1994:32
- Weber, M.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: J.C.B. Mohr 1972 (5. Aufl.)
- Wegener, C.: Reality-TV. Fernsehen zwischen Emotion und Information. GMK Schriftenreihe Bd. 7, Opladen: Leske & Budrich 1994

WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25 "Gegen Gaffer ist kein Kraut gewachsen. Interschutz '94: Katastrophentourismus nimmt zu"

WESER KURIER Nr. 300 (49. Jg.) vom 23.12.1993:1, 12: "Nasse Füße schrecken nicht. In Köln wollen Tausende den Rhein über die Ufer treten sehen"

Wispé, L.G.: "Positive Forms of Social Behavior: An Overview", Journal of Social Issues 28, 1972,3:1-19

"Wollen Sie ein Blutbad?", DER SPIEGEL Nr. 45 vom 07.11.1994:96-101

Wulf, Chr.: "Das gefährdete Auge. Ein Kaleidoskop der Geschichte des Sehens", in: Kamper, D./Wulf, Chr. (Hg.): Das Schwinden der Sinne. Frankfurt: Suhrkamp 1984:21-45